Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige,
mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark,
Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Redaktion, Druck u Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 Uhr
Stettin, Kirchplatz Nr 3

Stettiner  Zeitung.

Abend-Ausgabe. Donnerstag, den 29. Dezember 1881. Nr. 607.

Abonnements-Einladung.

Unsere geehrten Leser, namentlich die auswärtigen, bitten wir, das Abonnement auf unsere Zeitung recht bald erneuern zu wollen, damit ihnen dieselbe ohne Unterbrechung zugeht und wir sogleich die Stärke der Auflage feststellen können. Die reichhaltige Fülle des Materials, welches wir aus den politischen Tagesereignissen, aus den gewöhnlich so interessanten Kammerberichten, aus den lokalen und provinziellen Begebnissen darbieten, die Schnelligkeit unserer Nachrichten ist so bekannt, daß wir es uns versagen können, zur Empfehlung unserer Zeitung irgend etwas zuzufügen. Wir werden auch fernerhin für ein spannendes und interessantes Feuilleton sorgen.

Der Preis der zweimal täglich erscheinenden **Stettiner Zeitung** beträgt außerhalb auf allen Postanstalten vierteljährlich nur **zwei Mark**, in Stettin **in der Expedition monatlich 50 Pfennige, mit Bringerlohn 70 Pfg.**

Die Redaktion.

Deutschland.

** **Berlin**, 28. Dezember. Offiziös wird geschrieben: Die Gegner der Regierung haben sich einen sonderbaren Beweis zurecht gelegt, um zu zeigen, daß der Kaiser trotz seiner Botschaft nicht für das Verfahren des Herrn v. Puttkamer bei den Wahlen verantwortlich gemacht werden könne. Denn dieses sei erst jetzt enthüllt worden, die Botschaft aber sei vom November. Dies ging aus einem liberalen Parteiorgan dieser Tage in alle Zeitungen liberaler Richtung über. Inzwischen hat der Kaiser nach jenen Enthüllungen gerade dem Minister von Puttkamer eine besondere Auszeichnung verliehen. Der Minister sagte offenbar mit Recht gegen Herrn v. Bennigsen: Ich weiß genau, wie weit ich gehen durfte.

Es ist ein Irrthum, daß der letzte Ministerrath sich mit den für den Landtag in Aussicht genommenen kirchenpolitischen Vorlagen beschäftigt habe. Es ist aber ebenso irrthümlich behauptet worden, daß noch gar kein Entwurf vorliege. Das Staatsministerium ist mit den schriftlichen Voten über denselben befaßt, und eine mündliche Erörterung steht bevor. Gleichzeitig wird auch über die Stellung zu dem Windthorst'schen Antrag Beschluß gefaßt werden. Dieser Beschluß wird selbstverständlich von den Absichten der Regierung in Bezug auf die ganze Behandlung der kirchenpolitischen Frage abhängen. — Außer den kirchenpolitischen Vorlagen wird den Landtag jedenfalls eine Vorlage in Bezug auf die Kreis- und Provinzial-Ordnung in Hannover beschäftigen, welche bekanntlich dem dortigen Provinziallandtage schon vorgelegen hat. Es dürfte dies der einzige Entwurf über die Fortführung der Verwaltungsreform in der bevorstehenden Session sein, aber er beweist hinreichend, daß von einer Sistirung der Reform nicht die Rede ist.

Durch die Presse geht die Nachricht, daß der Oberpräsident von Horn seine Entlassung erhalten, ohne sie erbeten zu haben. Die Mittheilung ist unrichtig. Herr von Horn hat seine Entlassung noch nicht erhalten, aber allerdings erbeten. Sein Gesuch liegt zur Zeit noch zur Entscheidung vor.

Berlin, 28 Dezember. Die „Papstfrage", so darf man wohl in Kürze die Bemühungen zur Neuregelung der souveränen Stellung des Papstes nennen — bereitet dem italienischen Kabinet gegenwärtig schwere Kümmernisse, wie aus dem Eifer erkennbar ist, mit dem die inspirirte Presse diese Angelegenheit behandelt. Beide von den Ministern zur Vermittelung ihrer Ideen an die Oeffentlichkeit benutzten römischen Blätter, „Diritto" und „Popolo Romano", legen wiederholt gegen jede Einwirkung von außen her entschiedene Verwahrung ein und nehmen die volle Selbstständigkeit Italiens hinsichtlich des Garantiegesetzes in Anspruch; sie deuten indessen dabei an, daß dem Papst der Weg der direkten Verständigung mit Italien offen stehe, falls er nicht abzureisen vorziehe. — Das Journal „Diritto" sagt bei einer Besprechung der Möglichkeit, daß Deutschland internationale Verhandlungen über die Papstfrage einleiten möchte, Italien müsse solchen Verhandlungen zuvorkommen, indem es sich Oesterreich-Ungarn und Deutschland anschließe und das Werk, zu welchem die Wiener Reise der erste Schritt gewesen, vollende. Nicht nur die die „Papstfrage" allein betreffenden Gründe, sondern auch Gründe allgemeiner Natur, besonders die Erhaltung des europäischen Friedens, müßten Italien hierzu bestimmen. — Dies wird in politischen Kreisen sicherlich sehr überraschen, denn bisher war man dort der Meinung, daß Italien seinen Anschluß an die deutsch österreichische Politik bereits durch die Wiener Reise vollzogen habe und daß es einer „Vollendung" daher nicht mehr bedürfe. — Wenn aber dennoch, so wird dieselbe im gegenwärtigen Moment weit weniger von dem Willen der römischen als der Berliner Regierung abhängen.

— Die Zahl der Zollkuriosa, die in letzter Zeit den Gegenstand vielfacher Besprechung bildeten, hat sich wiederum um Eines vermehrt. Bei dem Zollamte in Leipzig sind Dinte und ungarisches Bitterwasser als Glaswaaren in Verbindung mit anderen Materialien mit 30 Mark Zoll pro 100 Kilogramm belegt worden. Dinte ist im Tarife mit 3 Mark Zoll verzeichnet, Bitterwasser soll zollfrei eingehen; da auf den Flaschen, in denen beide Waaren eingeführt werden, sich aber auch Etiquettes befinden, so ist man nach der vom Bundesrathe approbirten Auslegung dahin gelangt, sie als „Glaswaaren in Verbindung mit anderen Materialien" zu verzollen. Für eine Sendung ungarischen Bitterwassers, die er in der Voraussetzung, daß sie zollfrei eingehen würde, gekauft hatte, mußte ein Leipziger Apotheker 2611,50 Mark Zoll hinterlegen, erheblich mehr, als der Werth der Sendung betrug. Die Handelskammer in Leipzig hat aus diesem letzteren und ähnlichen Vorfällen Veranlassung genommen, sich an das sächsische Ministerium des Innern zu wenden und dasselbe zu ersuchen, „seinen Einfluß im Bundesrathe dahin verwenden zu wollen, daß die bis vor Kurzem allgemein in Geltung gewesene Auslegung der im Zolltarife mehrfach wiederkehrenden Worte „in Verbindung mit anderen Materialien", wonach der dadurch bedingte höhere Zollsatz nur dann zur Anwendung kommt, wenn die Verbindung eine wesentliche ist, aufrecht erhalten bezw. wiederhergestellt werde.

— Angesichts der sich jüngst in Warschau ereigneten Schreckensscenen dürften nachstehende Zeilen von einigem Interesse sein:

In Polen wird das Weihnachtsfest mit ganz besonderer Andacht und mit feierlichen Pompe unter uralten, sinnigen und eigenthümlichen Gebräuchen begangen. Die Weihnachtsnacht ist belebt, wie irgend eine laue Sommernacht im Süden. Die Häuser sind strahlend beleuchtet und der Tisch, auf den Heu gestreut worden ist, bevor das glänzende Linnen darüber gebreitet wurde, ist mit Speise und Trank überreich gedeckt. Vor die Fenster der Häuser ziehen Schaaren von Sängern, einen Knaben mit einem Glöckchen voran, und stimmen die „Kolenda" an, Gesänge zum Lob und Preise der Ereignisse der heiligen Nacht, in welcher der Erlöser geboren wurde. Die Sänger werden gastlich regalirt und ist der eine Trupp abgezogen, so kommt schon ein zweiter heran, um von Neuem die „Kolenda" anzustimmen, die unzählige Strophen hat. So bleibt man die ganze Nacht auf, denn lange bevor noch der Morgen graut, begeben sich die Andächtigen in die Kirchen, zu dem „Rorate", dem Gottesdienste der Adventszeit. Das Volk in Polen versäumt nicht diese Zeremonie, es findet sich stets schaarenweise zu dem „Rorate" ein.

So ist man am ersten Weihnachtstage übernächtig und das hat wohl auch dazu beigetragen, die Nerven der Andächtigen, die an diesem Weihnachtssonntag die Heiligen Kreuz-Kirche in Warschau füllten, in eine, plötzlichen Eindrücken leichter unterworfene Spannung zu versetzen. Diese Kirche selbst liegt in dem schönsten Theile Warschaus, in der sogenannten „neuen Welt". An das Gotteshaus zum Heiligen Kreuz knüpfen sich zahlreiche Erinnerungen. Es ist am Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts erbaut worden, wenige Jahre nach dem Kriegszuge Johann Sobiesky's, den der Polenkönig zum Entsatze des von den Türken bedrängten Wien unternommen hatte. Ein prachtvolles Portal, das Meisterwerk eines italienischen Architekten, wendet sich der breiten, wohlgehaltenen Straße zu, die ein Stück der großen Promnade des eleganten „großstädtischen" Warschau bildet. Auf dieser Straße, längs der Heiligen Kreuz-Kirche zogen die Trauerpromenaden hin, welche das Vorspiel des polnischen Aufstandes vom Jahre 1863 bildeten, alle Damen in schwarzen Kleidern mit weißen Borten, die Herren den Flor um den Hut. Kaum daß den russischen Damen die violette Farbe von der geheimen Nationalregierung gestattes war. Vor der Kreuzkirche gab der Koadjutor der Warschauer Erzdiözese, Graf Rzewuski, dem Generalgouverneur Berg, auf dessen Vorhalten, man solle doch nicht Gott in die Politik mischen, die berühmt gewordene Antwort: „Gott ist überall, also auch in der Politik." In dieser Kirche wurden während der verhängnißvollen Jahre der stillen und der offenen Insurrektion zahlreiche kirchliche Feierlichkeiten abgehalten, die sich zu großen und oft erschütternden Demonstrationen des Volkes gestalteten. In der Kirche und im Kloster der Karmeliter und in der Kreuzkirche hatten verschiedene Departements der geheimen Nationalregierung lange Zeit hindurch eine sichere Zufluchtsstätte gefunden. Hinter dem großen Altare der Kreuzkirche arbeitete eine der geheimen Druckereien, welche das amtliche Blatt und die Proklamationen, die Manifeste, die Bulletins und die Ordres der Nationalregierung lieferte. Hatten die Insurgenten irgendwo einen Sieg erfochten, so wurde in dieser Kirche unter der Bezeichnung irgend einer andern Veranlassung ein Tedeum abgehalten, während alle Welt wußte, welchem Ereignisse eigentlich die Feier galt. Und ebenso nach einem verlorenen Treffen wurde angeblich hier irgend einem Verstorbenen ein Requiem in derselben Kirche abgehalten, zu welchem die Gläubigen in dichten Schaaren herbeiströmten.

Diese Kirche nun, an die sich so mannigfaltige patriotische Erinnerungen knüpfen, war der Schauplatz des schrecklichen Ereignisses vom 25 Dezember, wie bereits geschildert ist.

— Von dem zu Ehren des Bischofs Dr. Kopp veranstalteten Festessen nach der Fuldaer Konsekrationsfeier macht die „Germania" die nachstehenden, ein allgemeineres Interesse beanspruchenden Mittheilungen:

Den ersten Toast brachte Bischof Georg auf Papst Leo XIII und König Wilhelm aus, indem er darauf hinwies, daß es den Bemühungen des heiligen Vaters, die bei dem Monarchen wohlwollenden Anklang gefunden, gelungen sei, dem hirtenlosen Zustande der so lange Zeit verwaisten Diözese ein Ende zu machen. Das Hoch auf den neuen Bischof brachte sein Konsekrator Bischof Wilhelm von Hildesheim aus, dessen Generalvikar unser gegenwärtiger Oberhirt gewesen war. Der hochwürdigste Herr bemerkte im Hinblick auf das Verhältniß, welches zwischen Beiden bisher bestanden, die früheren Bande seien zwar nicht zerrissen, aber doch aufgelöst, mit schwerem Herzen habe er sich dazu entschlossen, ein Opfer zu bringen, sein alter ego, seinen Generalvikar herzugeben. Sie würden indessen fürder nicht getrennt, sondern durch das Band der Liebe vereint bleiben, und es solle nicht sein, wie es in früheren Zeiten zwischen den Bischöfen von Hildesheim und den Aebten von Fulda gewesen, daß sie in Fehde mit einander gelegen; Fulda und Hildesheim seien fortan alliirt, und ad multos annos, wie dies schon bei der Konsekration in feierlicher Weise angekündigt worden. Kopp sei aber auch nach Korum die zweite „Friedenstaube" und gerade dieser Umstand erhöhe die freudige Erregung in nicht geringem Maße. Der hochwürdigste Herr schloß mit einem Hoch auf unsern Bischof, der sodann dem Bischof Wilhelm seinen herzlichsten Dank dafür aussprach, daß er, obwohl Rekonvaleszent nach langer Krankheit, die Mühewaltung nicht gescheut, sondern seine, des Redners, Konsekration übernommen habe. In den Toast auf den Oberhirten von Hildesheim schloß Bischof Kopp die Freunde aus der Diözese ein, welcher er selber bisher angehört hatte, und die ihm das Geleit nach Fulda gegeben hatten. Der folgende Toast galt dem Oberpräsidenten von Hessen-Nassau, Grafen zu Eulenburg. Bischof Kopp erklärte, er wolle das ihm entgegengebrachte Vertrauen mit doppeltem Vertrauen erwidern. Graf Eulenburg habe als Oberpräsident in Hannover, Redners Heimathsprovinz, die staatlichen Interessen mit Nachdruck gewahrt und dabei die kirchlichen Angelegenheiten mit Rücksicht und Milde behandelt. Redner findet ihn in Fulda als Oberpräsidenten wieder und hege deshalb die Hoffnung, daß gleiche Verhältnisse sich entwickeln werden; wie in Hildesheim Viele ihm Dankbarkeit entgegengebracht haben, so bringen in Fulda ihm Viele Vertrauen entgegen. Der Herr Oberpräsident sprach seine Ueberzeugung dafür aus, daß die öffentlichen Dinge am besten gedeihen, wenn Geistliches und Weltliches sich wohl vertragen. Der Vertreter der Staatsgewalt theilte die Hoffnungen unseres neuen Bischofs, sein Toast galt dem Wohle der Diözese Fulda „nach jeder Richtung". Die Worte des Herrn Grafen fanden lebhaften Anklang, der sich in rauschendem Beifall der zahlreichen Tafelgenossen kundgab. „Ich rechne", so wandte sich nunmehr der neue Oberhirt an die versammelte Geistlichkeit, „auf den Fuldaer Klerus, wie auch der Fuldaer Klerus immer auf mich rechnen kann." Tief bewegt habe es ihn, als die älteren Herren, die bereits lange Jahre der Kirche gedient und große Verdienste sich erworben hätten, ihm ihre Huldigung darbrachten; er hoffe das Beste von den Banden innigster Liebe, die Bischof und Geistlichkeit umschlingen würden, und toaste deshalb mit Freuden auf den Klerus von Fulda. Im Namen der Geistlichkeit dankte Domkapitular Kalb. Zum Schluß sprach Bischof Kopp seinen Dank den Herren Bischöfen aus, die bei seiner Weihe Assistenz geleistet hatten; Bischof Zeils, die Friedenstaube, habe bei seiner Konsekration sich betheiligt und der Oberhirt von Würzburg, der während der Sedisvakanz für die Bedürfnisse der Diözese Fulda gesorgt habe, soweit dies in seinen Kräften gestanden.

Ausland.

Paris, 25. Dezember. Paris feierte das heurige Weihnachtsfest in heiterster Laune bei hellem Wetter und sehr belebten Straßen. Von gestern Abend 4 Uhr an waren die großen Boulevards und die Hauptstraßen, wo die Weihnachts- und Neujahrsbuden aufgeschlagen sind, von einer dichten Menge bedeckt, welche den sogenannten „Noël" für ihre Kleinen einkaufen wollte. Nach der alten französischen Sitte erhalten die Kinder ihre Weihnachtsgeschenke nicht am Vorabend des Weihnachtsfestes, wie in Deutschland, sondern sie stellen ihre Schuhe in den Kamin, in welche die Eltern ihre Geschenke hineinlegen. Die Kinder finden des Morgens, was das Christkindchen über Nacht gebracht hat. Diese Sitte wird aber nach und nach durch den Christbaum verdrängt, der in Frankreich durch Napoleon III. eingeführt und in den Hof- und Regierungskreisen Mode wurde. Seit 1871 wurde der Christbaum in Paris sogar politisch, und man glaubte, den „verlorenen Provinzen" eine Huldigung darzubringen, wenn man die Weihnachten in „elsässischer Weise" beginge. Man findet ihn deshalb heute in vielen chauvinistischen Familien, und nur die mittleren und niederen Volksklassen halten an dem alten Brauche fest und legen ihre Weihnachtsgeschenke in den Kamin. War das Gedränge auf den Boulevards schon um 4 Uhr Nachmittags sehr groß, so war es Abends um 8 Uhr ungeheuer; man konnte sich durch die Menge nur mit Mühe hindurchdrängen, zumal die Buden ungefähr den dritten Theil der Boulevards einnehmen.

Aus dem Treiben der Boulevards begab ich mich in den deutschen Turnverein, der gestern Abend sein Weihnachtsfest feierte. Es ging natürlich wie immer dort äußerst lustig zu. Nachdem die Versammlung das weltberühmte Lied „O Tannenbaum" gesungen, wurde der Vorhang aufgerollt, hinter welchem sich ein mächtiger und prachtvoll erleuchteter und geschmückter Tannenbaum befand. Der zweite Sprecher des Vereins hielt alsdann die Festrede, in welcher er darauf hinwies, daß Weihnachten weniger ein religiöses als ein deutsches Familienfest sei, so daß der Verein, obgleich derselbe zu seinen Mitgliedern Männer aller Bekenntnisse zählt, es mit gutem Gewissen feiern könne.

Von dem Turnverein begab ich mich in verschiedene Kirchen, wo um Mitternacht unter Entfaltung ganz ungewöhnlichen Pomps Gottesdienst stattfindet. In früheren Zeiten waren die Mitternachtsmessen nur wenig besucht. Man konnte von

12 Uhr an, wo die Messen beginnen, wenn man einen guten Renner hatte, bequem 12—15 Kirchen besuchen, da man überall leicht Zutritt erhielt. Unter dem Kaiserreich wurde dieses schon schwerer, aber man fand doch noch überall Zulaß. Seit die Republik in Frankreich besteht, ist es von 10 Uhr ab bereits unmöglich, in irgend ein katholisches Gotteshaus zu gelangen, weil dann alle schon überfüllt sind. Daß ungeachtet der Republik die Leute frömmer geworden sind, will ich nicht sagen. Das Gegentheil mag vielleicht der Fall sein; aber der Augenschmauß, den die Kirchen in der Weihnachtszeit entfalten, die Musik, die sie zum Besten geben, alles dieses lockt die Menge an. Ich konnte in keine einzige Kirche gelangen, selbst in die Madeleine nicht, obgleich ich meine Karte vorzeigte. In der Eglise des Carmes, wo ich gegen 1 Uhr anlangte, hatten sich ungefähr von 11 Uhr Abends an 500 Studenten der Pariser katholischen Universität — ihr amtlicher Name ist nach dem neuen Gesetz „Institut catholique“ — eingefunden. Ich kam gerade dort an, als die katholische Jugend die Eglise des Carmes verließ. Eine große Menge befand sich vor der Kirche. Man verhöhnte vielfach diese frommen Studenten, ohne daß es aber zu Raufereien gekommen wäre. Die übrigen Kirchen auf dem linken Seine-Ufer boten nichts Besonderes dar und ich fuhr deshalb nach dem Boulevard St. Michel, um mir das Treiben im Studentenviertel anzusehen. Dort herrschte das regste Leben. Alle Wirthshäuser waren überfüllt und der genannte Boulevard, der heute den Mittelpunkt des lateinischen Viertels bildet, wurde ohne Aufhören von Banden durchstrichen, die auf allen möglichen Kinder-Instrumenten, wie Mirlitons, Trompeten, Trommeln (es ist eine neue erfunden worden, die entsetzliches Getöse macht) u. s. w. musizirten und sich dann in die zahllosen Wirthshäuser des Boulevard Saint Michel begaben, um dort einen Heidenlärm zu veranstalten.

Sehr lustig ging es auch beim Kommers zu, welchen die „Vereinigung deutscher Studirender“ — so heißt der hiesige deutsche Studentenverein — zum Besten gab. Obgleich der Verein noch keine große Mitgliederzahl zählt, so hatten sich doch so viele Mitkneipanten eingefunden, daß man sich mit etwas Phantasie wirklich auf den allgemeinen Kommers irgend einer deutschen Universitätsstadt hätte versetzt wähnen können.

Um 3 Uhr verließ ich das lateinische Viertel, um eine Fahrt durch die exzentrischen Boulevards zu machen. Auf den großen Boulevards, welche ich passiren mußte, herrschte noch das regste Leben. Eine Unzahl von Kaffeehäusern war noch geöffnet und, wie auch im Quartier Latin, durchzogen Banden, die auf Kinder-Instrumenten eine furchtbare Musik machten, die Straßen. Nicht anders war es auf den exzentrischen Boulevards. Ich fand in einer Menge Bier- und Kaffeehäusern nur das nämliche Geheul, wie auf dem Boulevard Saint Michel. Endlich stieß ich aber auf dem Boulevard Rochechouard auf ein äußerst originelles Kaffeehaus. Der Eigenthümer desselben ist der Maler Salis, der zugleich schriftstellert und sogar sich im Drama versucht. Sein Kaffeehaus, das im Stil von Ludwig XIII. eingerichtet ist und heute zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehört, ist das Rendezvous eines großen Theils der Künstler, der Künstlerinnen und der Schriftsteller von Paris. Von Pariser Berühmtheiten bemerkte ich dort gestern, obgleich die Stunde schon sehr weit vorgeschritten war, Leonide Leblanc, die famose Theresa Massenet, die Komponistin der kürzlich in Brüssel gegebenen Herodias; Erckmann Chartrian, den bekannten Kommunarden Jules Vallès und viele andere.

Gegen 5 Uhr verließ ich die exzentrischen Viertel; überall herrschte noch das regste Leben, und man muß zugestehen, daß Paris dieses Jahr das Weihnachtsfest in einer fröhlicheren Laune begann, als es seit langen Jahren der Fall gewesen.

(Köln. Ztg.)

Provinzielles.

Stettin, 29. Dezember. Wie die „Ostsee-Zeitung“ meldet, verzögerte sich der gestrige Stapellauf der chinesischen Panzer-Korvette „Ting Yuen“ etwas, weil der chinesische Gesandte sein Gefolge vorher in den Privatzimmern eines Direktors des „Vulcan“ zu einer religiösen Zeremonie versammelte. — An dem Dejeuner im „Hotel de Prusse“, welches nach dem Ablauf der Korvette ca. 90 Personen vereinigte, betheiligten sich u. A. der chinesische Gesandte Li Fong Pao mit zahlreichem Gefolge, und die Minister von Stosch und von Boetticher. Der Geh. Kommerzienrath Brumm, Vorsitzender des Verwaltungsraths des „Vulcan“, brachte das Hoch auf den Kaiser aus; ihm folgte Minister von [illegible] mit einem Hoch auf den Kaiser von Ch[illegible]er Redner sagte, daß, wenn in China, welches $1\frac{1}{2}$ Mal so viel Einwohner als Europa habe, die Kultur bereits 5000 Jahre alt sei, ihr Alter in Europa kaum nach Jahrhunderten zähle. Das unruhige Europa sei aber der Vorläufer auf dem Kriegspfade geworden, und so sei es denn in den Besitz der „kleinen Hülfsmittel“ der Kriegs-Wissenschaft eher als China gekommen. Wie China das Reich der Mitte in Asien, so sei Deutschland [illegible] Reich der Mitte in Europa, und in beiden Welttheilen seien für den friedlichen Verlauf der Begebenheiten diese Länder maßgebend. Daß aber China friedliche Bestrebungen verfolge, dafür zeuge schon der Name des heute abgelaufenen Schiffes „Ting Yuen“, welcher „ewiger Friede“ bedeute. Nachdem das hieran sich knüpfende Hoch auf den Kaiser von China verhallt war und der Direktor Stahl vom „Vulcan“ den chinesischen Gesandten Li Fong Pao gefeiert hatte, erhob sich dieser zu einer längeren Rede in chinesischer Sprache, deren Inhalt darauf von dem ihn begleitenden Dolmetscher deutsch wieder gegeben wurde. Der Gesandte sagte u. A., daß seine Regierung lange nach einem Modell für Kriegsschiffe solcher Art, wie sie an den Küsten China's mit Vortheil zu verwenden seien, gesucht habe, daß sie aber beim Finden eines, dazu als brauchbar erkannten, plötzlich auf ganz neue Schwierigkeiten gestoßen sei, da sich herausstellte, daß das Gefundene wegen zu großen Tiefgangs für die chinesischen Gewässer nicht brauchbar sei. Endlich habe sie in Wilhelmshaven gefunden, daß in den deutschen Panzerkorvetten das Problem trefflich gelöst sei, aber man habe in China kein Vertrauen zu dem Lande fassen können, welches einen Theil seiner Seewaffen aus dem Auslande beziehe. Wenn also bei der Bestellung dieses Panzerschiffs und bei der Bestellung des zweiten sich Opposition in seinem Lande gezeigt habe, so hoffe er, daß seine Regierung in diesem Falle das Vollkommenste, welches vorhanden sei, geliefert erhalte, Dank der Vorarbeiten des Marineministers von Stosch und der Leistungsfähigkeit des „Vulcan“. Marineminister von Stosch wies in Beantwortung [illegible] Rede in wenigen Worten darauf hin, daß [illegible] gemachten Komplimente an die betreffenden Arbeiter im Marineministerium zu richten seien und knüpfte daran ein Hoch auf den „Vulcan“, welchen er für eine sichere Stütze der deutschen Kriegsmarine erklärte, und welcher sich durch die Tüchtigkeit der Arbeit und durch Zuverlässigkeit in allen Verhältnissen auch außerhalb Deutschlands Anerkennung erworben habe, wie dies die Aufträge Chinas bewiesen. Er schloß mit dem Wunsche, der „Vulcan“ möge das erste Institut seiner Art in Deutschland werden. Kommerzienrath Haker toastete sodann auf den anwesenden Staatsminister von Böttticher, der als geborener Stettiner durch sein Erscheinen Kunde gebe für das Interesse, welches er für das Gedeihen unserer Stadt hege. Mittlerweile war die Zeit so weit vorgerückt, daß die Berliner Gäste an den Aufbruch denken mußten. Minister von Böttticher erklärte jedoch, noch vor der Abreise in einigen Worten den eben gehörten Toast beantworten zu müssen. „China habe, sagte er u. A., daran gezweifelt, ob es Recht daran thue, in Deutschland zu bestellen, weil Deutschland vom Auslande Beziehungen mache. Er sei aber der Meinung, welche er bereits kürzlich bei Eröffnung des allgemeinen deutschen Handelstages geäußert: Die deutsche Marke brauche sich nicht zu verkriechen und er hoffe, daß seine Vaterstadt Stettin mit dem Impuls zu weiteren fruchtbaren Bestrebungen an der ganzen Ostsee[illegible] vorangehen werde.“ Ein Hoch auf Stettin schloß seine Rede, welcher der Aufbruch der meisten auswärtigen Gäste folgte. Die übrige Gesellschaft blieb noch längere Zeit zusammen und nahm u. A. mit allgemeinster Akklamation das Hoch auf, welches ein Berliner Gast auf die Direktoren des „Vulcan“ ausbrachte.

— Wie uns nachträglich mitgetheilt wird, hat auch der Gesangverein „Arion“ (Dirigent Herr Kapellmeister Eilenberg), eine Weihnachtsbescheerung für arme Kinder arrangirt und dazu den Ertrag eines am 10. Dezember veranstalteten Wohlthätigkeitskonzerts verwendet. Die Bescheerung fand am 28. d. Mts. statt und erstreckte sich auf 21 arme Kinder der Pommerensdorfer Anlage. Dieselben wurden mit Schuhen, Strümpfen, Tüchern, Schürzen und anderen nützlichen Kleinigkeiten beschenkt. Eingeleitet wurde die hübsche, stimmungsvolle Feier durch den Gesang des Liedes „O Du fröhliche“, worauf von Seiten des Vorsitzenden des Vereins an die Kinder eine leicht verständliche, die Herzen berührende Ansprache gehalten wurde.

— Der Landrath des Demminer Kreises bringt folgende Warnung zur öffentlichen Kenntniß: „Ein Militärpflichtiger des hiesigen Kreises, welcher im verflossenen Sommer als Rekrut für das Dragonerregiment Nr. 3 ausgehoben und, mit einem Rekruten-Urlaubspasse versehen, vorläufig in seine Heimath beurlaubt worden war, hat im Oktober d. J. den Versuch gemacht, sich in Hamburg auf einem Auswandererschiffe nach Amerika einzuschiffen und dadurch seiner Militärpflicht zu entziehen. Er ist ergriffen und von dem zuständigen Militärgericht mit Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes und sechsmonatlichem Gefängniß bestraft worden.“

— Der Postdampfer „Leipzig“, Kapt. Fr. Pfeiffer, vom Norddeutschen Lloyd in Bremen, welcher am 7. Dezember von Bremen abgegangen war, ist am 25. Dezember wohlbehalten in Baltimore angekommen.

— Gestohlen wurden: in der Zeit vom 19. bis 24. aus dem Damengarderobengeschäft des Herrn J. Monasch, Schulzenstr. 35, sieben Stück schwarzseidene Spitzen im Werthe von 93 M., in der Nacht vom 25. zum 26. dem Eigenthümer Hartwig, Altdammerstr. 7, 2 Ballastschippen und 1 Brecheisen im Werthe von 12 M., in der Zeit vom 24. bis 27. d. M. dem Dienstmann Hecht sein zweirädriger Handwagen im Werthe von 30 M., der auf dem Platz an dem Postgebäude stand und in der Zeit vom 24. bis 27. von den am rechten Oderufer unterhalb des Bleichholms in Winterlage liegenden Schiffen „Cassandra“ und „Julius“ verschiedenes Tauwerk im Werthe von ca. 6 M.

Ueckermünde, 27. Dezember. In den Nachmittagsstunden des Weihnachts-Heiligenabends hat im Belauf Grambin der königlichen Oberförsterei Jädkemühl ein Kampf zwischen dem Hülfsschutzbeamten R. und einem Wilddiebe den Tod des Letzteren herbeigeführt. In diesem soll später der Handelsmann G. aus Mönkebude erkannt sein. Soviel verlautet, hat der Forstbeamte den Wilderer auf frischer That ertappt und von demselben, nachdem er hinter einer kleinen bewachsenen Erdhöhe Deckung gesucht, auf etwa zwanzig Schritt eine Schrotladung zugesandt bekommen. Während dann G. den Kopf erhoben und nach Feststellung der Wirkungslosigkeit seines ersten Schusses den zweiten Lauf schußfertig gemacht hat, ist vom Schutzbeamten ein Schuß abgegeben, welcher den G. durch den Kopf getroffen und alsbald getödtet hat. Heute findet in Grambin die gerichtliche Leichenöffnung unter Hinzuziehung des hiesigen Kreisphysikus und des Kreiswundarztes aus Pasewalk statt.

Kunst und Literatur.

Der Theater-Historiker Joseph Kürschner in Stuttgart, Leiter der Zeitschriften „Neue Zeit“, „Vom Fels zum Meer“, wie der „Kollektion Spemann“, ist in Anerkennung seiner literarischen Thätigkeit zum herzoglich sächsischen Professor ernannt worden.

Vermischtes.

— (Berliner Garotter.) Die neueste Raubmord-Affaire ist insofern eine kriminalistische Kuriosität, als sie in Bezug auf ihre Ausführung mit der minutiösesten Genauigkeit und einem alle Momente in das Bereich der Berechnung ziehenden Raffinement vorbereitet worden ist, dagegen hinsichtlich der aus dem teuflischen Plane zu ziehenden Resultate und der Fruktifizirung desselben an einer unglaublichen Unklarheit leidet. Was die Ausführung betrifft, so haben wir unserer ersten Darstellung nur noch hinzuzufügen, daß Wilke nicht im Bette lag, und daß der erste Angriff auf den Kriminalwachtmeister Warkenthin nicht von Wilke, sondern der ursprünglichen Verabredung gemäß von dem einen Komplizen desselben ausgeführt wurde, der den vermeintlichen Dr. Lehrs im Genick faßte, worauf Wilke ihm die Halszange anlegte und ihn durch Anziehen der Schraube zu erwürgen suchte. Als auf den dumpfen Hülferuf des Wachtmeisters der im Nebenzimmer befindliche Kommissarius herzueilte, stutzte Wilke und war augenscheinlich unschlüssig, ob er nicht die Schraube zudrehen und sich mit dem Eisen auf denselben stürzen solle, und rettete dieses kurze Schwanken dem Wachtmeister das Leben, da es nur noch einer weiteren Drehung der leicht handlichen Kurbel bedurft hätte, um die Erwürgung perfekt zu machen. Glücklicherweise war Wilke gefaßt und von seinem Opfer weggerissen, ehe er dies ausführen konnte, doch war die Situation des Kriminalwachtmeisters jedenfalls keine beneidenswerthe gewesen und hatte kein geringer Muth dazu gehört, sich zum Objekt eines derartigen Mordplanes herzugeben. Wie raffinirt Wilke alle Chancen vorherbedacht hatte, geht daraus hervor, daß er die Schraube, mit welcher die Erdrosselung bewirkt werden sollte, nicht, wie es sonst bei jeder Schraube der Fall ist, so konstruirt hatte, daß nach rechtsherum zu-, nach linksherum aufzuschrauben war, sondern umgekehrt, so daß er mit Sicherheit darauf rechnen konnte, daß, wenn er sein Opfer nach Ausführung der geplanten Erpressung und Beraubung sich selbst überließ, dasselbe bei dem Versuch, sich zu befreien, in verkehrter Richtung an der Schraube drehen und sein Ende selbst herbeiführen würde. Dieses Halseisen sowohl, als auch das ebenso konstruirte, nur größere, zur Fesselung der Füße bestimmte Eisen wird von Sachverständigen als ein Meisterwerk der Schlosserkunst erachtet, wie denn überhaupt Wilke als ein äußerst geschickter Arbeiter, von dem man sich eines so verbrecherischen Vorhabens nicht versehen hätte, bezeichnet wird. Was die Ausdeutung des Letzteren anbelangt, so will Wilke beabsichtigt haben, drei Opfer in der hierzu gemietheten Wohnung auf die von ihm versuchte Weise zu berauben respektive zu ermorden und sich dann eine Villa im Thiergarten zu kaufen, um dort das Geschäft en gros fortzusetzen. Die Thorheit der Annahme, daß Aerzte, die zu einem Kranken gerufen werden, bedeutende Geldsummen bei sich führen, liegt auf der Hand, ebenso muß es unbegreiflich erscheinen, in welcher Weise Wilke die seinen Opfern erpreßten Wechsel-Accepte zu realisiren gedachte, da dieselben mit dem Tode der Acceptanten werthlos wurden und nur dazu dienen konnten, die Entdeckung des Verbrechens zu veranlassen. Dieses Gemisch von teuflischer Raffinirtheit und Dummheit giebt dem Fall für die Kriminalbeamten ein besonderes psychologisches Interesse.

— (Werthschätzung des Hundes.) Das Religionsbuch Zoroaster's, welches von allen möglichen idealen und praktischen Dingen spricht, weist dem Hunde in der Gesellschaft eine Ausnahmestellung an. Nach dem Zend-avesta stammt der Hund direkt von dem Lenker der Welt und verdient die Verehrung der Gläubigen. Es werden zahlreiche Hunderacen angeführt und genau beschrieben. Ormuzd, der gute Gott der Perser, verdammt Denjenigen, der einen Hund schlägt; seine Seele wird nach dem Tode keine Ruhe finden. Nicht genug daran, daß die Hunde geadelt und ihre Dienste gepriesen werden. Der Gesetzgeber stellt ihn dem Menschen fast gleich, indem auch gegen den Hund Strafbestimmungen erlassen werden. „Wenn ein Hund ein Hausthier oder einen Menschen verwundet, so schneide man ihm beim erstenmale das rechte Ohr ab, beim zweiten Falle das linke Ohr, beim dritten Falle verstümmle man den rechten Fuß, beim vierten den linken, beim fünften schneide man ihm den Schwanz ab; bleibt der Hund auch dann noch unverbesserlich, so werde er hingerichtet.“ Ein Gläubiger aber, der einen Hund wiederholt schlägt und verletzt, wird getödtet. Diesen Strafbestimmungen entspricht auch das Leben der Hunde; „wie ein Hund in Persien“, so muß damals im Sprichwort ein paradiesisches Dasein geschildert worden sein. Wenn ein Hund hungert, muß der Gläubige herzueilen und Speise bringen. Wer dem Hunde eine unpassende oder schädliche Nahrung verabreicht, wird ausgepeitscht. Die Geburt junger Hunde wird mit einer gewissen Feierlichkeit umgeben. „Bis nach Ablauf von 14 Tagen muß man an ihrem Lager wachen. Ist das junge Thier sechs Monate alt, so soll es von einem unschuldigen Mädchen genährt werden. Dieses Kind macht sich durch solche Pflege um die Menschheit ebenso verdient, wie wenn sie als Priesterin das ewige Feuer des Ormuzd unterhält. Die schwersten Strafen treffen Denjenigen, der eine trächtige Hündin beleidigt.“ Dieses sind die Lehren Zoroaster's, soweit sie sich hier wiedergeben lassen. Denn der alte Religionsstifter gebraucht unter Anderm Worte und Vergleiche, die für unsere Zeit zu naiv wären. Nun vergleiche man mit solcher Hundeverehrung die Verachtung, welche den Hund im alten Deutschland trifft. „Hunde tragen“ ist eine entehrende Strafe, „Hund“ ist bis heute ein gemeines Schimpfwort, „hündisch“ nennt man Keinen, der nicht ein Abschaum der Menschheit ist. Langsam aber hat sich auch bei uns in vielen Kreisen eine iranische Vorliebe für die Hunde eingebürgert. Seitdem Schopenhauer — der die orientalischen Religionen ins Philosophische übersetzt hat — seinen Hund die „Weltseele“ nannte, ist im Verein mit allerlei vegetarianischen und ähnlichen Bestrebungen eine neue Hundeverehrung bei uns erwacht, und die harmlosen Leute, welche nach dem Vorgange Schopenhauer's und Vischer's den Hund wo möglich über den Menschen stellen, ahnen kaum, daß sie damit, entgegen den ererbten Anschauungen des eigenen Volkes, nur eine uralte Religionsvorschrift des Zend-avesta ausüben.

— (Jäger-Anekdote.) Der alte herzoglich Anhaltische Förster Wöbke, von dem man sich noch jetzt, wo er seit länger als vierzig Jahren todt ist, die ergötzlichsten Jagd-Anekdoten erzählt, wurde eines Morgens zeitig berufen, den Herzog auf die Jagd zu begleiten. Bei der noch herrschenden Dunkelheit und in der Eile und Zerstreuung zog er an den linken Fuß eine Gamasche und an den rechten einen Stiefel. „Aber, Alter, wie hast Du Dich denn kostümirt?“ rief ihm der Herzog, als er die Verwechslung bemerkte, entgegen. Wöbke betrachtete sich unbefangen von oben bis unten, und — seinen Fehler bemerkend, antwortete er ganz trocken: „Gott straf' mich, Ew. Durchlaucht, halb hirschmäßig und halb saumäßig!“ Als im Jahre 1838 der französische Prinz d'Enghien beim Herzog in Köthen zum Besuch war, stellte dieser häufig Hühnerjagden an. Der alte Wöbke wußte sich dem Franzosen durch Geberden ziemlich verständlich zu machen. Als er eines Tages die beiden Fürsten auf einem Jagdzuge auf Rebhühner begleitete, stieg [illegible], die der Franzose ohne Weiteres niederschoß. Das war dem alten Förster Wöbke doch zu viel. Wüthend setzte er sich in die Kniekehlen und schrie den Franzosen an: „Dunderwetture, chassez doch in Dreitenfels Namen nicht la Madame!“ Der Prinz verstand richtig dieses Jägerfranzösisch, der Herzog aber konnte vor Lachen kaum zu Athem kommen. Seitdem wird auf den Anhalt'schen Jagden die Fasanenhenne nicht anders als „la Madame“ genannt.

— (Ueble Gerüche.) Der Dampf von frischgeröstetem Kaffee entfernt augenblicklich und vollständig jeden übelen Geruch, wenn er auch noch so schlimm ist, aus einem Gemach oder aus den Hausräumen, z. B. bei Reinigung der Aborte ꝛc. Man brennt zu diesem Behuf in der gewöhnlichen Weise eine Quantität Kaffeebohnen und trägt sie, wenn die Dämpfe aufsteigen, in den betreffenden Räumen umher. Man kann auch gemahlenen Kaffee auf Kohlen streuen und damit räuchern; doch wirkt dies weniger kräftig, als frischgebrannte Bohnen. Um den Geruch von Stockfischen oder anderen Eßwaaren aus Zimmern zu entfernen, genügt dies aber vollkommen. Dabei sollte man niemals versäumen, die Fenster zu öffnen.

Telegraphische Depesche.

Paris, 28. Dezember. Der tunesische General Elias bezeichnet die bei der Verhandlung in dem Prozesse Roustan-Rochefort über ihn und seine Frau gemachten Angaben als Verleumdungen und erklärt, daß der angebliche Denunziant Arib Effendi vor zwei Jahren in Konstantinopel, von Irrsinn befallen, gestorben sei.

London, 28 Dezember. Nach einer Meldung des „Reuter'schen Bureaus“ aus Kalkutta von heute hat Ajub Khan am 14. d. Mts auf dem Wege nach Teheran die persische Stadt Khaff erreicht.

Konstantinopel, 28. Dezember. Der Sultan hat die Konvention der Pforte mit den Banquiers von Galata, welche das Uebereinkommen mit den Delegirten der Bondholders vollständig ergänzt, sanktionirt.

Der von Smyrna kommende russische Dampfer „Azoff“ hat heute Vormittag im Bosporus den Postdampfer „Provence“ der Messageries françaises, welcher daselbst vor Anker lag, angefahren. Der Dampfer „Provence“ versank nach 26 Minuten bei einer Tiefe von 37 Meter. Die Mannschaft wurde vollständig gerettet. Der Dampfer „Azoff“ ist leicht beschädigt. Der gesunkene Dampfer, welcher heute nach Marseille abgehen sollte, hatte eine bedeutende Ladung, namentlich mehrere Geldgroups, an Bord. Die Postbeutel waren noch nicht eingeschifft; dieselben gehen mit dem nächsten italienischen Dampfer nach Brindisi.

Nadeska.

[E]ine Erzählung aus dem russischen Volksleben
von
B. Steinmetz.

1)

I.

Nacht war's, bitterkalte Dezembernacht. Die Newa hatte ihr dicktes Winterkleid angelegt und der schuhhoch in den Straßen der nordischen Hauptstadt liegende Schnee knirschte unter den Füßen der Dahineilenden. Immer noch fielen große Flocken, so daß es schien, als ob der Himmel heute all' seinen Segen über Petersburg ausstreuen wollte. Die Straßenlaternen strahlten im vollen Glanze ihres öligen Daseins, freilich nur stark genug, die Straßen mit einem geringen Schimmer zu beleuchten. Denn das Widerspiel der Schneeflocken bildete einen förmlichen Schleier um die Laternen. Mühsam das Gewehr in den erstarrten Händen haltend, beschritt der Posten den oft zurückgelegten Weg mechanisch immer wieder, der einzige Mann, den seine Pflicht trotz der Kälte auf die Straße bannte. Ungeachtet der späten Stunde herrschte noch sehr viel Leben: in Pelz vermummte Gestalten huschten aneinander vorüber, hier einen Gruß leichthin erwidernd, dort eine kurze Bemerkung über die große Kälte austauschend; karossenartige Schlitten jagten sich und an den Palästen der haute volée standen schon eifrige Diener bereit, Damen in feinster Gesellschafts-Toilette, Herren im Frack oder in der Uniform mit Ordensband und Stern aus den Pelzen herauszuschälen. Doch was hatte die ganze Aristokratie, die sich doch sonst in dieser Zeit nur in den engsten Familienkreisen amüsirte, heute so in Bewegung gebracht? Ein Hofball oder ein sonstiges Fest fand um diese Zeit im Winterpalast nicht statt, der Karneval stand noch in weiter Ferne, auch thürmten sich am politischen Horizont große Wetterwolken auf. Großfürst Konstantin, der Vicekönig von Polen, war aus dem Lande geflüchtet und eine provisorische Regierung hatte das Staatsruder in Warschau in die Hand genommen. Schon ließ der Kaiser unter dem kühnen Balkanübersteiger ein starkes Heer zusammenziehen, um die Insurrektion niederzuwerfen; was kümmerte das die leichtlebige Gesellschaft? Sie amüsirte sich — und damit gut.

Der Posten schultert, eben gehen zwei Offiziere vorüber, deren Gage offenbar nicht hinreicht, eine eigene Equipage zu halten. Hastig wie ihr Gang, war auch ihre französisch geführte Unterhaltung.

„Das wirst Du wohl zugestehen müssen, daß sie ein Engel an Schönheit und Liebenswürdigkeit ist. Sie hat heute alle Männer hingerissen. Und selbst der gelbste Neid muß es ihr lassen, daß ihre Stimme den reinsten Silberklang besitzt. Dann erst die Schule! Wundervoll!"

„Ach, laß mich in Ruhe, Iwanowitsch, mit Deinem enthusiastischen Geplauder; ich sage Dir, ich gehe nie mehr in's Theater! Nie mehr! Was die Athalia anlangt, nun ja, sie ist schön und singt gut, aber deren gibt's überall!"

„Da seht einmal diesen Holzklotz an, geht in's Theater, hört eine ausgezeichnete Sängerin, ja, die Perle aller Primadonnen, und will schwören, daß er niemals mehr das Theater besuchen werde! Und warum, mein Herr Ohneherz?"

„Weil ich mich gelangweilt habe!"

„Wie? Gelangweilt? Ist's möglich? Scherzest Du oder muß ich für Deinen Verstand fürchten?"

„Keines von Beiden! Im vollen Ernst: ich habe mich gelangweilt! Sieh', Iwanowitsch, als ich da unten auf der Bühne das Durcheinander hörte, und die vielfachen, oft lächerlichen Gestikulationen sah, die so Mancher für schön hielt, da dachte ich: O daß ich draußen wäre in den Wäldern auf der Wolfsjagd, oder bei den Kameraden auf der Streifwacht, die polnischen Rebellen vor mir, da wär' mir's wohl wohler als hier!"

Was hier Sergeij seinem Freunde geklagt, hatte er sich zwar selbst vorgesagt, mehrmals während der Vorstellung vorgesagt, aber wahr war es trotz alledem nicht. Nicht an die Wälder dachte er in unbewachten Augenblicken, nur an sie, die in seinem Herzen auf den ersten An[blick] einen so unnennbaren Eindruck gemacht [...]. Diesen Eindruck zu verwischen, wollte [...] [...]ntige Schauspiele denken.

Wer war nun aber [...], der alle Herzen der Zuhörer sofort zugeflogen waren? Eine Russin war sie, das war bekannt, und schon darum wollte sich keine der aristokratischen Familien den Triumph patriotischer Eitelkeit versagen, eine Tochter des Landes bei ihrem ersten Auftreten gehört zu haben. Das Gespräch in den Salons wie in Kreisen der vornehmeren Bürgerschaft drehte sich nur um den neu aufgegangenen Stern am Alexander-Theater. Verschiedene Meinungen über ihre Herkunft wurden laut, mancher Enthusiast zerbrach sich vergebens den Kopf; sie selbst lebte mit einer alten Dame so einfach und zurückgezogen in einem kleinen aber elegant eingerichteten Häuschen, daß sie sogar mit feinster Höflichkeit Besuche abweisen ließ, die gekommen waren, ihr ihre Huldigungen ehrfurchtsvollst vor die Füße zu legen.

Endlich hatte der Mythus für sie eine Lebensgeschichte zurecht geschnitten, welche wahr sein mußte, da man sie sogar in höchsten Kreisen nacherzählte. Demnach sollte sie die Tochter eines niederen Beamten sein, die vielleicht auch später das unbestimmbare Loos russischer Hausfrauen der unteren Gesellschaftsklassen hätte theilen müssen, wenn nicht ein reicher Graf, dessen Namen man a[ber] nicht nennen konnte oder wollte, ergriffen [von ih]rer Schönheit und noch mehr von dem [...] reinen Klang ihrer Stimme, womit er s[ie] [...] der wehmüthig-ernsten russischen Volkslieder habe vortragen hören, sich ihrer angenommen und zur tüchtigen Ausbildung nach Italien gesandt habe. Nach ihrer Rückkunft habe er auch für ihre jetzige glänzende Anstellung gesorgt. Ja, Frau Fama wollte noch mehr wissen — daß sie der kunstsinnige Graf als Gattin heimzuführen beabsichtige, allen Traditionen der Aristokratie zum Trotz.

Jeder glaubte es, Jeder bestätigte es, und wenn er es auch nicht für möglich hielt; es mußte wahr sein, hatte es ihm doch sein bester Freund erzählt.

II.

Tief im Süden Rußlands, in der Nähe der heiligen Stadt Kijew, liegt ein kleines Dörfchen. Hundert und einige Lehmhütten bilden den ganzen Bestand. Plan- und formlos aufgebaut, stehen sie so un[...], [daß] die sich durchwindende Straße hundert Krümmungen machen muß. Halbnackte Kinder wälzen sich im Straßenschmutz mit den Schweinen um die Wette. Hie und da blickt aus einer der Hütten eine gebeugte Gestalt, deren ganze Physiognomie die imprägnirte Unterwürfigkeit zeigt, die sich nicht getraut, ihren Blick zu des Himmels heiterem Blau zu erheben. Das Dörfchen gehört dem Grafen Dragomiroff.

Umgeben von einigen schönen, schattigen Linden steht am äußersten Ende des Dörfchens ein einzelnes Häuschen. Schon dessen Außenseite macht einen vortheilhaften Eindruck gegenüber den erbärmlichen, strohbedeckten Lehmhütten, denn es ist sauber aus Quadern aufgeführt und mit Schindeln gedeckt. Der Kaufmann Jankoff hat es erbaut, aber es ist nicht sein Eigenthum; ist doch auch er ein Leidensgefährte jener unglücklichen Geschöpfe, die ein mitleidsloses Geschick zum Loose der Leibeigenen verdammte.

Das Innere des Häuschens entspricht seiner äußeren Ansicht; die ganze Einrichtung ist einfach, aber nett und sauber ist Alles, vom Fenstervorhang, der die blendenden Strahlen der sommerlichen Sonne mildert, bis zum Nagel, an dem das Bild des heil. Michael hängt. Jankoff selbst sitzt an einem Tische und rechnet, und rechnet wieder, und von Zeit zu Zeit fliegt ein halbängstlicher Blick über die langen Zahlenreihen. Endlich athmet er befriedigt auf, noch ein langer Blick auf seine Rechnung, um sich zu überzeugen, ob er sich nicht geirrt habe, und voll seliger, überschwenglicher Freude eilt er auf seine am anderen Ende des Tisches sitzende Frau zu und drückt einen heißen Kuß auf ihre weiße Stirne.

„Maschka! Noch ein Jahr und wir sind frei! Frei, wenn uns Gott und die Heiligen helfen!"

Maschka blickt verwundert ihm in's Auge. Frei? Sie kann es nicht begreifen. Wie ist das möglich?" fragt ihr stummer Blick.

„Sieh', Maschka, ich wollt' es Dir verheimlichen, um Dir eine noch größere Freude zu bereiten, wenn es einmal wahr würde. Aber," fährt er lächelnd fort, da mir meine Voreiligkeit das Wort auf die Zunge gelegt, so sollst Du es jetzt schon wissen. Als uns vor vier Jahren die gnädigen Herrschaften die Brautkronen hielten, da be-

Wichtige Nachricht.

Laut Urtheil vom 14. Juni 1881 hat die erste Strafkammer in Posen die daselbst wohnhaften Siegmund Lewek, Adolph Moral und Wilhelm Latz wegen Nachahmung der Schutzmarken der Société anonyme de la **Destillerie de la Liqueur Benedictine** der Abtei zu Fecamp (Frankreich) Jeden zu 150 Mark Strafe oder 14 Tage Gefängniß und in die Kosten verurtheilt.

Börsen-Berichte.

Stettin, 28 Dezember. Wetter bewölkt. Temp. + 4° R. Barom. 28" 9"'. Wind NW.

[...] geringer 192—203 bez., weißer 210—226 bez., per April-Mai 227 bez., per Mai-Juni do.

Roggen fest, per 1000 Klgr. loko inl. 166—172 bez., per Dezember 175 bez., per April-Mai 167,5—167 bez., per Mai-Juni 165,5 Bf., 165 Gd.

Gerste unverändert, per 1000 Klgr. loko Futter- 130—140 bez., Brau- 153—158 bez.

[Ha]fer unverändert, per 1000 Klgr. loko neuer pomm. 1[..]—149 bez.

[Erb]sen still, per 1000 Klgr. loko Koch- 170—1[..] bez., Futter- 158—167 bez.

[Win]terrübsen unverändert, per 1000 Klgr. loko per [April-]Mai 273 bez.

[Rüb]öl unverändert, per 100 Klgr. loko ohne Faß b[ei Kl.] flüss. 57 Bf., per Dezember 55,5 Bf., per Ja[nuar]-Februar do., per April-Mai 57 Bf.

[Spiri]tus ruhig, per 10,000 Liter % loko ohne Faß 46,6[..] bez., per Dezember 47,6—47,8 bez., Bf. u. Gd., [per] Dezember-Januar und per Januar-Februar 48 [...] per April-Mai 50 bez., Bf. u. Gd., per Mai-Juni [50],5 bez., Bf. u. Gd., per Juni-Juli 51,2 Bf. u. G[d].

Pe[trol]eum per 50 Klgr. loko 8,25—8,30 tr. bez.

Landmarkt.

We[izen] 200—219, Roggen 168—173, Gerste 150—160, [Ha]fer 148—158, Erbsen 170—190, Kartoffeln 30—[..], Heu 3—3,5, Stroh 42—45.

Todes-Anzeige.

[I]n der Nacht vom 26. zum 27. Dezember, um [..] Uhr, entschlief sanft im Herrn zu Charlottenburg [bei] Berlin mein geliebter Mann, unser theurer Onkel, Pfarrer **Wilhelm Beeker**, was hiermit tiefbetrübt anzeigen

Die Hinterbliebenen.

Bekanntmachung.

Zur Annahme von Offerten für die Lieferung hölzerner Barrieren wird ein Termin auf

Sonnabend, den 31. Dezember d. J., Vormittags 11 Uhr,

in unserem Geschäftszimmer, woselbst auch die Bedingungen für die Lieferung vorher eingesehen werden können, angesetzt.

Stettin, den 24. Dezember 1881.

Die Reichskommission
für die Stettiner Festungsgrundstücke.

Gebetswoche.

In der ersten Woche des Jahres 1882 sollen wiederum an jedem Abend von 7—8 Uhr öffentliche Gebetsandachten stattfinden. Dieselben werden im Anschluß an das Londoner Programm, das den gleichzeitigen Gebetsversammlungen in allen Theilen der Welt zur Richtschnur dient, in folgender Ordnung gehalten werden:

Montag, den 2. Januar. Eröffnung. Offenb. 1, 17—18 (K.-R. Dr. Krummacher). Lob und Dank:
- a) Eben Ezer, 1. Sam. 7, 12 (P. Bernhard).
- b) Jesus Christus gestern, heute und in Ewigkeit, Hebr. 13, 8 (P. Hübner).

Dienstag, den 3. Januar. Beugung und [...]:
- a) die Buße, die zu Christus treibt, Hesek. 33, 12 (P. Brandt),
- b) die Buße, die bei Christo bleibt, Offenb. 2, 4—5 (Herr Spiegel).

Mittwoch, den 4. Januar. Die Kirche des Herrn:
- a) ihre Reinheit, Apostelgesch. 2, 42 (Sup. Lic. Hoffmann),
- b) ihre Einheit, Epheser 4, 3—7 (P. Mans).

Donnerstag, den 5. Januar. Die Familie:
- a) der häusliche Herd, Josua 24, 15 (P. Knoblauch),
- b) die Lehr- und Wanderjahre (P. Wegeli).

Freitag, den 6. Januar. Die Völkerwelt:
- a) Christus, der Heiden Licht, Jes. 60, 1—3 (P. de Bourdeaux),
- b) Christus, Israels Messias, Röm. 9, 1—5 (K.-R. Brandt).

Sonnabend, den 7. Januar. Unser deutsches Volk:
- a) die Arbeit für sein Heil, Math. 9, 35—38 (P. Katter),
- b) seine Ruhe in Gott, Hebr. 4, 9—11 (G.-S. Dr. Jaspis).

Der Ort der Versammlungen in Stettin wird täglich bekannt gemacht werden. In **Züllchow** finden täglich von 7—8 Uhr die gleichen Versammlungen (unter Leitung der Herren P. Wegeli, Sup. Lic. Hoffmann, Pr. Spiegel, Div.-Pfr. Gehrke, P. Mans, P. Hübner) im Betsaal der Züllchower Anstalten statt. Dieselben werden ebenfalls täglich angezeigt.

weg die hochselige Frau Gräfin — Gott verleihe ihr den siebenten Himmel — unseren Herrn, daß er uns freigeben möge. Sie selbst hätte uns ja ohne jede Bedingung den Freibrief ausstellen lassen, denn sie war ja gütiger als ein Engel, und Du weißt, ich stand hoch in ihrer Gunst, da ich sie einmal aus der Lebensgefahr errettet, als ihr die scheu gewordenen Pferde durchgegangen waren. Allein sie mußte auf ihn — auf unseren Herrn — Rücksicht nehmen, und deshalb stellte man mir als Bedingung, dann mit Dir und unseren Kindern frei zu sein, wenn ich im Stande wäre, 2500 Rubel als Loskaufssumme zu erlegen. Und Gott und die Heiligen haben geholfen, daß wir bald in den Vollgenuß des Brautgeschenkes der hochseligen Frau Gräfin — Gott verleihe ihr alle Himmelsfreuden — gelangen werden. Frei! Welch' schönes Wort, das wie Engelsharmonien uns an's Ohr klingt. Sieh', mein Lieb, darum habe ich gearbeitet und mich geplagt vom frühen Morgen, als kaum der Tag anbrach, bis zum späten Abend, wo unsere trägen Nachbarn schon längst die Ruhe gesucht hatten. Und nun fehlen zur verlangten Summe nur noch einige Hundert Rubel. Die Heiligen seien gepriesen! Wenn sie weiter helfen, kann ich bald vor Dich hintreten und sagen: „Maschka, wir sind frei!“

„Noch nicht!“ tönte plötzlich hinter ihnen eine sonore Stimme. „Noch nicht, mein Herr Kaufmann!“ wiederholte sie höhnend.

„Der Graf!“ hauchte Maschka erbleichend.

Beide Gatten drehten sich gegen die Thüre und kreuzten nach Art der Leibeigenen die Hände vor der Brust. Vor ihnen stand der Graf Dragomiroff, der ihre Unterredung belauscht haben mochte. Der Graf war eine hoch imponirende Persönlichkeit, seine Gestalt zwar eine etwas schlanke, allein die Jahre hatten ihm ein gewisses Embonpoint verschafft, was ihn im Verein mit seiner soldatischen Haltung eine stattliche Figur bilden ließ. Sein Gesicht war stark geröthet, wie dies bei Männern vorkommt, die sich viel des Studiums des Alkohols befleißigen. Der stark melirte Backenbart stach dagegen nicht gerade unvortheilhaft ab. Wie er so da stand, mit höhnisch verzogenem Munde und teuflisch blitzenden Augen, die Reitpeitsche in der gesenkten Rechten, hatte er mehr Furchtbares als Imponirendes.

„Bringe mir eine Flasche Wein, Jankoff!“ rief er, gänzlich in's Zimmer tretend und auf einem Stuhle Platz nehmend.

„Wie Du befiehlst, Herr!“ erwiederte Jankoff ängstlich schüchtern.

„Hast Du etwas zu essen, Maschka? Der lange, ermüdende Ritt hat mich dabei auch hungrig und durstig gemacht!“

„Nur ein Stück Kuchen noch, wenn Du damit fürlieb nehmen willst, Herr!“ entgegnete zitternd die Angeredete, indem sie auf einem Teller ein noch sehr schönes Stück Maiskuchen vor den Grafen auf den Tisch stellte.

Unterdessen hatte auch Jankoff die Flasche Wein aus dem Keller geholt, den goldgelben Perlenschaum in einem Glase wiederglänzen lassen und präsentirte es dem Grafen auf dem Teller, worauf er in seine frühere ehrfurchtsvolle Stellung zurückkehrte.

„Du kannst gehen, Jankoff,“ sagte der Graf, „ich bedarf Deiner nicht mehr. Maschka wird mich bedienen. Du kannst Deine Arbeiten verrichten!“

Zögernd wandte sich dieser zum Gehen und wollte sich noch an der Thür mit seinem Weibe durch einige Zeichen verständigen. Der Graf hatte aber diese Bewegungen zu wohl bemerkt, sprang zornig auf und brüllte Jankoff ein: „Geh' Hund, oder Du fühlst die Knute!“ zu. Betäubt verließ der Arme das Zimmer. Doch eine unerklärliche Angst fesselte ihn an die Schwelle und mit hochklopfendem Herzen blieb er an der geschlossenen Thür stehen. Sein Pflichtgefühl machte ihm Vorwürfe über sein Lauschen, die Möglichkeit der Entdeckung preßte ihm den hellen Angstschweiß aus. Schon wollte er muthlos die Schwelle ganz verlassen, als er von innen die erregte Stimme des Grafen wieder vernahm.

Maschka hatte sich schweigend und zitternd wieder an ihre Arbeit gemacht, aber jetzt begann es vor ihren Augen zu flimmern und zögernd zerdrückte sie eine hervorbrechende Thräne.

„Warum weinst Du, Maschka? Komm, sei lustig, mein Täubchen! Trink' von meinem Glase, trink!“

Abwehrend streckte das heftig zitternde Weib die Hand dagegen aus.

„Es ist Dein Herr, der es Dir bietet! Trink, mein Täubchen! Was zitterst Du? Komm, trink, und dann —“ und bei diesen Worten hatte er den Arm um Maschkas Hüfte gelegt, um sie an sich zu ziehen — „dann gieb mir einen —“

Doch das Wort erstarb ihm auf den Lippen, denn zwischen ihn und das lautschluchzende Weib trat jetzt plötzlich Jankoff, der lautlos die Thür wieder geöffnet, und, ohne selbst bemerkt zu werden, den Vorfall beobachtet hatte.

(Fortsetzung folgt.)